



ROMAN

Facing
FATE

JULIA
HAUSBURG

FOREVER 

Aber obwohl ein Teil von mir ebenfalls die Hände nach ihm ausstrecken und ihm den Riss in meinem Herzen zeigen möchte, kann ich es nicht. Ich darf kein Risiko eingehen. Eine einzige gemeinsame Sekunde mit Mason hat die Macht, mich zu zerstören, wenn sie nicht länger unsere eigene bleibt.

Ich schüttele den Kopf und ignoriere das Stechen in meiner Brust. »Es tut mir leid, aber ...« Ich straffe die Schultern und schüttele den Schmerz ab. Zu lernen, stark zu sein, hat mich viel gekostet, und womöglich wird es auch in Zukunft weiterhin einen hohen Preis von mir fordern. Aber dieser Preis ist nötig, um den Schmerz zu überwinden und eine bessere Zukunft zu erleben. Also schiebe ich alle Emotionen fort und sage mit kalter Stimme: »Bitte, geh mir aus dem Weg.«

Und Mason geht aus dem Weg. Er zögert nicht einmal mehr, weil er weiß, dass er verloren hat. Auf der Suche nach dem Ausweg aus der Einsamkeit muss auch er einen hohen Preis zahlen, und diesmal war jener es nicht wert. Denn ich bin nicht die Richtige. Auch wenn ich spüre, dass eine gewisse Wahrheit in seinen Worten liegt. Er und ich könnten einander verstehen ... aber ich bin nicht bereit, dafür meine Zukunft zu riskieren.

Ohne mich noch einmal umzudrehen, marschiere ich an ihm vorbei. Mit jedem Schritt lasse ich Mason etwas weiter hinter mir zurück. Sein herzliches Lachen, die wenigen gemeinsamen Momente und das winzige Stück seiner Seele, welches er mir in der kurzen Zeit von sich offenbaren konnte.

Und dann ... bin ich wieder allein.

Einsam in einer Stadt unter Millionen von Menschen.

In den ganzen Wochen hier hat es sich nie schlimmer angefühlt als jetzt. Nicht mal Rachel, die für mich zu einer Art Freundin geworden ist, hat es geschafft, die Einsamkeit auszulöschen. Werde ich je meiner Vergangenheit entkommen können?

Kapitel 10



Den Rest der Woche verbringe ich hauptsächlich damit, für meinen Literaturkurs zu lernen. Obwohl ich Roger angeboten habe, erneut das Café zu übernehmen, lehnt er ab. Seine Frau ist zwar noch immer im Krankenhaus, aber ihr geht es schon wieder viel besser, was mich sehr erleichtert hat.

»Gott, Anny, das ist ja nicht mehr auszuhalten!« Rachel wälzt sich auf ihrem Bett herum, bis sie mich anblicken kann.

Ertappt reiße ich mich von meinen Lernunterlagen los. »Was denn?«

»Ich kann dich grübeln hören.«

Nachdem ich von meinem Treffen mit Mason zurückkam, hatte ich keine andere Wahl, als Rachel davon zu erzählen. Sie merkte sofort, dass etwas nicht stimmt.

»Dann mach Kopfhörer rein.«

Sie schnaubt. »Ich bitte dich.«

»Was anderes fällt mir auch nicht ein.«

»Vielleicht solltest du noch einmal darüber nachdenken, ob du die richtige Entscheidung getroffen hast.«

Natürlich kann ich Rachel nicht die ganze Wahrheit erzählen. Ich muss meine Identität schützen, was wiederum dazu führt, dass sie mein Handeln nicht nachvollziehen kann.

»Das habe ich.«

Sie hebt eine Braue.

»Sowohl darüber nachgedacht als auch die richtige Entscheidung getroffen«, füge ich hinzu.

»Wenn du meinst.« Sie zuckt mit den Achseln. »Dann tue mir bitte den Gefallen und grübele leise.«

...

Es vergeht ein Tag nach dem anderen, ohne dass die Frage verschwindet, ob ich einen riesigen Fehler gemacht habe. Habe ich im Central Park überreagiert? Mason voreilig von mir gestoßen?

Nur die bevorstehenden Midterms lenken mich ab. Doch wie sehr ich mich auch darum bemühe, Mason zu vergessen, ich kann es nicht. Und langsam bin ich mir sicher, was das unangenehme Kitzeln in meinem Magen bedeutet: dass ich meinen Abgang im Park bereue.

In einem schwachen Moment öffne ich sogar den Laptop und gebe seinen Namen in die Suchleiste ein. Ich klicke mich durch die Artikel und lande auf einer Seite, die überfüllt von Fotos ist, auf denen er breit lächelt. Er wirkt so glücklich, dass ich den Laptop kurzerhand wieder zuklappe. Diese Bilder

entsprechen nicht der Wirklichkeit, sondern entstammen einer Scheinwelt, die jener ähnlich ist, in der ich aufgewachsen bin.

Dennoch schaffe ich es den ganzen Nachmittag lang nicht, sein Lächeln aus dem Kopf zu bekommen. Wie ein Gewicht zieht es an meinem Inneren, weil Mason bisher meine einzige Chance war, mich jemandem verbunden zu fühlen, von jemandem verstanden zu werden.

Und ich habe sie mit offenen Armen abgelehnt.

Immer wieder rede ich mir ein, dass es die richtige Entscheidung war, weil ich fürchte, dass meine Zweifel mich sonst eine Dummheit begehen lassen. Um meine Finger zu beschäftigen, tue ich die einzige Sache, die mir einfällt, die mich nicht in Gefahr bringen wird, aber dennoch gegen meine Gefühle ankommt.

Ich rufe meine Mutter an.

Obwohl es in Portugal gerade später Abend ist, nimmt sie sofort ab.

»Anani«, ruft sie erleichtert ins Telefon. »Was bin ich froh, dass du dich endlich meldest!«

»Hallo, Mom.« Ich lasse mich auf meinen Schreibtischstuhl sinken. Er ist alt, klapprig und aus so hartem Holz, dass ich nicht länger als eine Stunde darauf sitzen kann, ohne dass mir der komplette Hintern einschläft. Aber jetzt gerade ziehe ich ihn dem Bett vor, wo ich sonst meine Zeit verbringe. »Wie geht es euch?«

»Oh, Schatz, uns geht es gut. Aber erzähl von dir! Gefällt es dir in New York immer noch? Und hast du schon eine Sightseeingtour gemacht?«

Mein Herz macht einen Satz, als ich daran denken muss, wie ich mit Mason durch die Stadt gelaufen bin. Wie er über mein Staunen gelacht und mich mit diesem Blick angesehen hat, der mich alle meine Sorgen vergessen ließ.

»Nein, noch nicht, aber ich habe es vor«, verspreche ich ihr. Eine Tour durch New York klingt wie eine willkommene Abwechslung und ist längst überfällig. Den Campus habe ich genug erkundet, jetzt sollte ich mir auch den Rest der Stadt ansehen.

»Wie geht es dir denn?«

Ich beschließe, ihr die Wahrheit zu sagen, weil sie ohnehin einen sechsten Sinn dafür hat, wenn ich lüge. »Nicht so gut.«

»Das tut mir leid, mein Schatz.«

»Ja«, antworte ich nur und hoffe, dass sie nicht weiter nachfragt.

Ich habe Glück, denn sie wechselt das Thema. »Weißt du schon, wann du nach Hause kommst? Wir vermissen dich.«

Ich schließe die Augen. »Mom, ich bin doch gerade erst hier angekommen.«

»Aber ...«

»Nein«, unterbreche ich sie und kann beinahe hören, wie sie deswegen missmutig das Gesicht verzieht. »Ich werde nicht wieder nach Portugal ziehen, und jegliche Bemühungen, mich dazu zu überreden, sind zwecklos. Also bitte, versuche es gar nicht erst.«

Einen Moment lang ist es still am anderen Ende der Leitung. Dann sagt sie leise, fast schon traurig: »Wir vermissen dich doch einfach nur.«

»Ich weiß, aber mein Platz ist nicht in Portugal. Er ist hier. Akzeptiert das bitte.«

»Das werden wir, und ... Es tut mir leid, was ich bei unserem letzten Telefonat zu dir gesagt habe.« Meine Mutter klingt regelrecht schuldbewusst.

»Schon gut«, beruhige ich sie, weil ich weiß, dass es nur der verzweifelte Versuch von ihr war, mich zu beschützen.

»Denk doch bitte trotzdem darüber nach, ob du uns nicht bald besuchen kommst. Vielleicht zum Veterans Day nächsten Monat? Das ist ein verlängertes Wochenende. Und mach dir keine Gedanken um die Flugtickets, sag nur Bescheid, dann buchen wir dir sofort welche.«

Ich seufze. »Okay, ich denke darüber nach«, verspreche ich ihr, bin mir jedoch nicht sicher, ob ich dafür bereit bin. Ich bin zwar noch nicht lange in den USA, aber ich habe Portugal aus gutem Grund hinter mir gelassen. Jetzt schon an einen Besuch zu denken, erscheint mir zu früh.

»Danke«, murmelt meine Mutter. Ich vermisse sie schmerzlich. Aber die Angst vor der Vergangenheit ist größer als die Sehnsucht nach ihr.

»Möchtest du auch mit deinem Vater sprechen?«

»Nein«, erwidere ich wie aus der Pistole geschossen.

Mom rümpft jetzt sicher die Nase, aber ich bin noch nicht bereit, mit meinem Vater zu reden. Er ist der Grund für den tiefen Riss auf meiner Seele. Und die Wunde ist zu frisch, um darüber hinwegzusehen.

»Okay, ich richte ihm aus, dass es dir gut geht.«

»Danke«, antworte ich erleichtert. Ich weiß, wie schwer es meinem Vater fällt, keinen Kontakt zu mir zu haben, aber ich bin froh, dass er meine Gefühle respektiert.

Mich übermannt plötzlich eine tiefe Erschöpfung. »Ich muss jetzt Schluss machen.«

»Ist gut, aber ruf bitte bald wieder an.«

Ich verspreche es ihr, und wir beenden das Telefonat. Danach fühle ich mich unglaublich leer.

Vielleicht hätte ich nicht herkommen sollen. Vielleicht ist New York ein riesiger Fehler, und ich sollte einfach zurück nach Hause fliegen. Meinen Kampf gegen die Vergangenheit beenden und in Lissabon studieren.

Ich stehe vom Stuhl auf, lege das Handy auf den Schreibtisch und trete an das schmale Fenster. Lange blicke ich hinaus. Auf die gegenüberliegende Häuserfassade, hinter deren Dachspitze ich weit entfernt einige Wolkenkratzer erkennen kann. Und schließlich nach unten, auf die Straße, auf der ein reger Trubel herrscht. Fahrzeuge rauschen vorbei, Menschen eilen über die Gehwege und arbeiten ihre Besorgungen ab. Je länger ich das Treiben beobachte, umso weniger bereue ich alles. Ich fühle mich hier wohler, als ich es in Portugal je getan habe. Und ja, vielleicht liefen meine ersten Wochen hier nicht optimal. Zunächst der Streit mit meinen Eltern und dann auch noch die Sache mit Mason. Aber das ist beides kein Grund, an meiner Entscheidung zu zweifeln. Ganz im Gegenteil, es gibt durchaus Positives, was ich nicht außer Acht lassen sollte. Das tolle Seminar in Philosophie bei Professor Walker oder das riesige Glück, das ich bei meiner Jobsuche hatte. Daran sollte ich mich festklammern, anstatt ans Aufgeben zu denken. Ich muss das Schicksal endlich am Schlafittchen packen und ihm klarmachen, dass es mir nicht länger in meinem Leben herumpfuschen kann. Ich allein bin dafür verantwortlich. Und ich werde das Beste daraus machen.

Die Erschöpfung ist schlagartig fort. Neu motiviert, beginne ich stattdessen, einen Rucksack zusammenzupacken und meine Jogginghose gegen eine Jeans zu tauschen. Das Versteckspiel ist vorbei. Auch wenn ich mich immer wieder an mein eigenes Versprechen erinnern muss, weiß ich tief in meinem Inneren, dass es das einzig Richtige ist. Wenn ich aus ständiger Angst vor der Vergangenheit die Kontrolle und Macht über mich selbst verliere, wird sie es schaffen, mich einzuholen. Nur wenn ich selbstsicher und mutig bin, kann ich sie hinter mir lassen.

Und aus diesem Grund ist es auch so wichtig, nicht nach Portugal zurückzufliegen. Auf der Suche nach mir selbst muss ich den Weg bestreiten, der sich mir bietet, und darf nicht stehen bleiben. Egal, wie viele Hindernisse sich mir entgegenstellen.

Als ich Carman Hall verlasse, habe ich keine Ahnung, wohin ich will. Ich laufe einfach der Nase nach und schaue, wohin mich meine Füße tragen. Dabei sauge ich die Großstadtatmosphäre in mich auf und verrenke meinen Hals nach den hohen Gebäuden. Auf manchen Straßen herrscht weniger Trubel als auf anderen. Aber es gibt überall eine Menge zu sehen und zu entdecken. Ich laufe am Flatiron vorbei und besuche den Buchladen Strand, wo ich durch die Secondhand-Regale stöbere und den Duft von alten Büchern genieße. Anschließend spaziere ich durch SoHo an Designerboutiquen und einem Museum mit Eiscreme vorbei.

Nach einer halben Stunde beschließe ich, zurück nach Upper Manhattan zu fahren. In dem Subway, in dem ich Rogers Visitenkarte gefunden habe, hole ich mir eine Zitronenlimo und ein Sandwich. Als ich mein Lehrbuch für das Philosophieseminar aufschlage, das ich mitgenommen habe, komme ich recht schnell mit einer alten Dame am Nachbartisch ins Gespräch. Wir reden über mein Studium und die Uni, und sie erzählt mir von ihrer Nichte, die ebenfalls an der Columbia studiert. Sie ist so freundlich, dass ich beinahe die Zeit vergesse. Nachdem meine Limo jedoch leer ist, ziehe ich weiter. Denn ich möchte heute noch einige Sehenswürdigkeiten besuchen.

Mein nächstes Ziel ist das Metropolitan Museum of Arts. Die Stufen, die zu dem eindrucksvollen Gebäude aus Sandstein hinaufführen, sind von unzähligen Gruppen Touristen und Jugendlichen besetzt. Viele davon posieren für ein Foto, um das bekannte Motiv von Gossip Girl nachzustellen.

Kurzerhand drehe ich dem Gebäude den Rücken zu und schieße ein Selfie, welches ich meiner Mutter schicke.

Nicht weit vom Museum ist das Guggenheim, in dem ich mir eine interessante Ausstellung über den Maler Kandinsky ansehe. Als ich wieder nach draußen komme, dämmt es bereits, und ich mache mich auf den Weg zur U-Bahn. Lange muss ich nicht nach einer Haltestelle suchen, da die gesamte Stadt vernetzt ist. Ich steige in eine der silbernen, unterkühlten Bahnen in Richtung Lower Manhattan. Bevor ich ins Wohnheim zurückkehre, möchte ich noch eine letzte Station auf meiner Sightseeingtour abarbeiten. Den Times Square.

Ich werde nicht enttäuscht. Als ich nach einer kurzen Fahrt wieder zurück an die Oberfläche trete, rauben mir die vielen Lichter um mich herum den Atem. Es ist unglaublich voll auf dem Platz, sodass ich ständig hin und her geschubst werde, trotzdem halte ich immer wieder an und sauge die Atmosphäre in mich ein. Die Hochhäuser um mich herum sind übersät mit blinkenden Reklamen, welche die gesamte Straßenkreuzung in helles Licht tauchen. Es ist ein unglaublicher Anblick, den ich für meine Erinnerungen speichere.

Sobald ich mich an all den Lichtern sattgesehen habe, fahre ich zurück nach Carman Hall.

An diesem Abend falle ich zum ersten Mal seit Tagen wieder glücklich und zufrieden ins Bett. Meine Beine brennen von den vielen Kilometern, die ich heute zu Fuß zurückgelegt habe. Dennoch fühle ich mich schwerelos und leicht. Dieser Ausflug war der Schubs, den ich gebraucht habe, und ich wünschte, ich hätte ihn schon viel früher gemacht.

Auch am nächsten Morgen hält das Hochgefühl noch an. In meinen Oberschenkeln brennt der Muskelkater, als ich in den Vorlesungen sitze, aber ich bin viel motivierter und aufnahmefähiger als in den ganzen letzten Tagen zusammen. Die Stadttour hat alle Zweifel verschwinden lassen und mir wieder